

Das Gesetz, betreffend den Schutz der Viehkrankheiten und den Verfall von Viehkrankheiten im Jahre 1894...

Mittheilungen aus Kamerun belegen, daß die Gründung einer Regierungsinstitution in Kamerun keineswegs friedlich erfolgt ist...

Oesterreich.

Das Verbot des Exports von Silber. Seit Sonnabend Nachmittag 4 Uhr wurde bei dem Eisenwerke zur Erleichterung der Stimmung...

Belgien.

Die Gründe für die Ablehnung des Congoantrags. „Stille hege“ veröffentlicht eine Zusammenfassung der Gründe für die Ablehnung des Congoantrags...

Italien.

Neuer die Vorgänge in Armenien dürfte doch endlich Licht verbreitet werden. Die offizielle Anagnese ist in Rom theilhaft mit...

Zentraler Reichstag.

Der Reichstag tagt freitags vorgestern die Verhandlungen über die Abänderung des Gesetzes...

die aus dem Reichstag ergangene Anregung eine wohlwollende Antwort vom Negierungsausschuss aus...

99. Sitzung am 16. Februar, 1 Uhr.

Die Beratung des Währungsantrages Friedberg und Gen. wird fortgesetzt. Der Antrag lautet...

Der Herr Reichsminister des Innern. Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen...

Der Herr Reichsminister des Innern. Wir wollen ja, was der Herr Reichsminister des Innern...

Der Herr Reichsminister des Innern. Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen...

Der Herr Reichsminister des Innern. Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen...

Der Herr Reichsminister des Innern. Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen...

Der Herr Reichsminister des Innern. Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen...

Der Herr Reichsminister des Innern. Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen...

Geschieht, hat mir gegenüber einmal hervorgehoben, daß der Gedanke export aus Ausland und die Einwirkung des Ausfuhrzolls...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...

Ich habe bereits bei der Beratung der Handelsverträge den Standpunkt eingenommen, der mir damals sehr beiläufig worden ist...



(Nachdruck verboten.)

Der Amerikaner.

Original-Roman von Henry Kirſch.

„Ich mußte zum Ultimo Auguſt hier in Berlin ſein.“ ſagte Herr Nagel mit einer leichten Bewegung der Ungebuld.

„Ganz recht, das hätte doch aber nicht gehindert, daß wir in den erſten Tagen des September wieder fortgereiſt wären.“ bemerkte, unentwegt ihr Ziel verfolgend, ſeine Frau. „Da, wir könnten ſelbſt jetzt noch.“

Sie vollendete den Satz nicht, ſondern machte eine vielſagende Pauſe und blickte erwartungsvoll zu ihrem Gatten hinüber. Dieſer ſtand auf, machte einen Gang durch das Zimmer, blieb einen Augenblick ſinnend am Fenſter ſtehen und wandte ſich dann an ſeine Gattin.

„Wenn es Dir zu ſchwer wird in Berlin zu bleiben, ſo will ich Dich nicht hier feſthalten“, verſetzte er mit einem tiefen Athemzuge, dem es anzuhören war, daß der Entſchluß ihm nicht leicht geworden war.

„D, Du willigſt ein, daß wir noch reiſen!“ rief ſie froh bewegt.

„Wie?“ wiederholte er mit nachdrücklicher Betonung. „Wenn Du in dieſe Bezeichnung mich mit einſchließt, ſo biſt Du im Irrthum. Ich bin hier im Geſchäft jetzt durchaus nothwendig und könnte mich nicht einmal auf einige Tage loſmachen. Wenn Du jedoch mit Adelheid allein reiſen willſt —“

„O nein, nein Papa!“ rief das junge Mädchen; in den blauen Augen ſchimmerte es thränenreich, ein Ausdruck der Angſt und des Schreckens malte ſich in den feingezogenen Zügen. „Es iſt ja doch ſo schön hier in unſerem Hauſe, in unſerem Garten. Die paar heißen Tage werden bald genug vorüber ſein.“

Erfreut über den unerhofften Beſtand fuhr der Bankier ſeiner Tochter liebevoll über das von einem blauen Bande gehaltene Haar von einem ſelten ſchönen Aſchblond, während die Mutter mißbilligend den Kopf ſchüttelte. Ehe ſie die ihr gleichſam auf den Lippen ſchwebende Entgegnung ausſprechen konnte, blickte der junge Mann, der bis dahin ſchweigend und allem Anſchein nach ſtummlich theilnahmlos der Unterhaltung beigewohnt hatte, von ſeinem Buche auf und ſagte trocken:

„Die Wettergläſer ſind gefallen, es wird demnächſt Abkühlung eintreten.“

Der Horn der Dame wandte ſich jetzt gegen ihn; recht ſpitz entgegenſetzend: „Du mußt es ja freilich wüſen, Walter. Bei Deinen naturwiſſenſchaftlichen Studien —“

„D, die haben mit der Sache gar nichts zu thun“, wehrte er lächelnd ab.

„Wann hätten dieſe, wann hätteſt Du überhaupt mit uns etwas zu thun.“ ſetzte ſie zu einem direkten Angriff übergehend. „Hätte Dein Vater in ſeinem Sohne einen Stütze und einen Vertreter im Geſchäft, ſo wäre er nicht daran geſchmiedet, wie der Gefangene an ſeinen Kerker.“

„Bitte, liebe Marie, nicht ſolche Vergleiche, ſie paſſen weder auf mich, noch auf die Art, wie ich meinen Beruf auffaſſe.“ ſagte Herr Nagel ſehr erſt und die braunen, tiefliegenden Augen, welche ſonſt einen gutmüthigen, etwas verſchleierten Blick hatten, ſchauten ſeine Gattin recht entſchieden an. „Und laß auch die Anspielungen auf Walters Studien. Die Sache iſt ja längſt abgethan.“

„Leider!“ murmelte Frau Nagel und es trat jene Stille ein, welche ſich nach einem Wortwechſel in der Familie ſo drückend bleiern auf alle Anweſende zu legen pflegt. Herr Nagel unterbrach das Schweigen endlich mit den Worten: „Ueberlege Dir es mit Adelheid, wenn Ihr reiſen wollt —“

„O nein, nein“, erwiderte Frau Nagel raſch, „es war nur

ein vorübergehender Einfall, ich habe ihn bereits wieder aufgegeben.“

„Deſto beſſer“, ſagte der Bankier ſichtlich erleichtert und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen. „Ich will noch auf eine Stunde in die Stadt nach meinem Comtoir —“

„Noch einen Augenblick, Vater“, bat der junge Mann, „ich habe an Dich und die Mutter eine Anfrage und Bitte“; er richtete dabei ſeine dunklen Augen ohne jeden Ausdruck von Empfindlichkeit weit mehr auf die leſtere als auf den Bankier, der ſchnell von der Thür zurückgekehrt war und erwartungsvoll neben ſeiner Frau ſtand.

„Wenn Mama und Adelheid hier bleiben, ſo wird vermuthlich wie alljährlich auch dieſesmal am nächſten Mittwoch als am erſten nach dem 15. September Euer erſter Empfangsabend ſein.“

„So weit das von uns abhängt, wird es geſchehen.“ ſpöttelte Frau Nagel; „es fragt ſich nur, ob Jemand kommt, den wir empfangen können. Es iſt ſicher noch kein Menſch in Berlin.“

„Nun, es kommt darauf an, was man unter Menſchen verſteht.“ verſetzte Walter ganz ruhig. „Vielleicht könnte ich Euch in dieſer ſtillen Zeit, wo, wie Du meiniſt, noch alle Geſelligkeit im Schlummer liegt, doch einen intereſſanten Menſchen zuführen.“

„Du?“ fragte Frau Nagel zweifelnd und mit einem leichten Anflug von Geringschätzung; auch der Vater und Adelheid ſahen ihn verwundert und gekannt an.

„Ich habe die Bekanntschaft eines jungen Amerikaners gemacht, der den Winter in Berlin zubringen will und in Familien eingeführt zu werden wünſcht.“ fuhr Walter gelaffen fort. Deſto auffälliger war die Haſt, mit welcher ſein Vater fragte:

„Ein Amerikaner? Wie heißt er? Was will er bei uns?“

„Er heißt Porter, Roland Porter, und möchte ſich bei uns amüſiren, erwiderte Walter lachend. Sein Vater athmete auf; das unruhige Licht, welches in ſeinen müden Augen aufgeflackert war, erloſch wieder. „Wie kommſt Du zu ihm?“ fragte er.

„Er wohnt im Hotel Metropole, wo ſich unſer kleiner Klub wöchentlich zweimal zuſammenfindet, und geſellte ſich zu uns. Meine Freunde erzählten ihm von der Geſelligkeit, die in meinem elterlichen Hauſe ſo schön gepflegt wird, und da bat er mit der ihm eigenen Natürlichkeit, ich möchte ihn bei Euch einführen.“

„Und Du haſt ihm das zugeſagt?“ fragte die Mutter ſchnell.

„Ich muß allerdings eingestehen, daß ich mich dieſer Eigenmächtigkeit ſchuldig gemacht habe.“ antwortete Walter mit einem Anfluge von Verlegenheit. „Ich ſah ſo gar keinen Anlaß, ihm ſeinen Wuñſch zu verſagen.“

„In Uebereinkünſtung mit Deinem Vater habe ich unſer Haus immer von dieſen zweifelhaften Ausländern frei zu halten geſucht, ſelbſt wenn ſie durch Geſchäftsleute empfohlen waren.“ ſagte Frau Nagel, hochmüthig den Kopf zurückwerfend und forderie ihren Gatten durch einen Blick auf, ihr Beſtand zu leiſten. Dieſer ſchien aber mit ganz anderen Gedanken beſchäftigt, denn er murmelte nur ein zerſtreutes: „Gewiß! Gewiß!“ und Walter fuhr lebhafte fort:

„Aber Roland Porter iſt durchaus kein zweifelhafter Ausländer.“

„Ohne Zweifel ein amerikaniſcher Gelehrter“, bemerkte Frau Nagel und veranlaßte ihren Sohn dadurch zu einem Ausbruch der Heiterkeit. Es erſchien ihm zu drollig, Roland Porter ſich als Gelehrten vorzuſtellen.

„Nichts weniger als das. Er iſt Kaufmann, Junor eines ſehr guten Hauſes in New-York und Chicago. Porter, Monbray u. Comp.“

„Woher weißt Du das?“

„Zunächſt allerdings von ihm ſelbſt; er iſt ein ſo prächtiger, friſcher Geſell, der das Herz auf der Zunge hat; ich glaube nicht, daß er im Stande wäre, eine Unwahrheit zu ſagen.“

Frau Nagels Miene und Achſelzucken drückten ſtarke Zweifel an der Menſchenkenntniß Walters aus dieſer führte aber auch

bereits einen gewichtigen Zeugen für seine Mittheilung an, indem er hinzufügte:

„Ich weiß es ferner auch von Herrn Geigenmüller, dem Profuristen von Wendelssohn und Comp. Porter ist bei dem Hause accreditirt und der Profurist suchte ihn im Hotel auf.“

„Dann ist Alles in Ordnung,“ bemerkte der Bankier mit beifälligem Kopfnicken.

„Spricht der Herr Porter deutsch?“ fragte Adelsheid, deren Interesse allmählig auch rege geworden war.

„Wie seine Muttersprache, die es auch zum Theil ist. Von einer Seite ist er deutscher Abstammung.“

„Von welcher?“ fragte Nagel wieder sehr hastig, nickte aber befriedigt als seine Frau bemerkte: „Ich vermüthe von mütterlicher, da Porter doch ein englischer Name ist. Hast Du den Geburtsnamen seiner Mutter nicht erfahren?“

„Nein, so tief hat er mich bei aller Offenheit doch noch nicht in seine Familienverhältnisse eingeweiht“, antwortete Walter.“

„Es soll auch häufig vorkommen, daß Deutsche, die nach Amerika auswandern, ihre Namen ins Englische übersetzen,“ bemerkte Adelsheid sinnend; „Porter könnte ursprünglich Träger getauft haben.“

„Das zu ergründen mag Eurem Scharfsinn überlassen bleiben,“ scherzte Walter. „Ich darf ihn also Mittwoch mitbringen?“

„Nicht doch, das geht doch nicht so schnell, das will überlegt sein,“ wehrte Frau Nagel.

„Was denn noch, Mama?“

„Ich habe Dir bereits erklärt, daß Dein Vater und ich eine Abneigung haben, Amerikaner in Empfang zu nehmen.“

„So müssen wir sie einmal überwinden, liebe Marie,“ erklärte der Bankier bestimmt. „Hat Walter sein Wort gegeben, so dürfen wir ihm nicht unmöglich machen, es zu halten. Er mag uns den jungen Mann zuführen, das verpflichtet uns noch zu nichts, wenn er uns nicht zulagt.“

Wie um jede weitere Entgegnung abzuschneiden, verließ er mit einem flüchtigen Grusse schnell das Zimmer und Walter, wohl für leud, daß die Temperatur für ihn keine sehr angenehme war, folgte ihm bald.

Frau Nagel blieb mit ihrer Tochter allein zurück und ließ dieser gegenüber dem Unmuth, den die vorhergehende Unterredung in ihr erregt hatte, freien Lauf.

Sie war eine Frau von einigen vierzig Jahren und zeigte noch weit mehr als nur Spuren derselben Schönheit, in welcher ihre Tochter, die ihr verjüngtes Ebenbild war, jetzt in vollster Blüthe prangte. Nur trugen Adelsheids blauen Augen einen

Ausdruck der Milde und Hingebung, wie ihn die der Mutter nie befehlen haben mochten; in ihrem schmalen, fein gerundeten Gesicht mit dem klassischen Profil und dem lieblichen, blühenden Munde war nichts von dem Stolze und dem Trotz zu erblicken, der um Nase und Mund der älteren Frau seine Linien eingegraben hatte.

Freilich war das Gesicht der Tochter noch ein unbeschriebenes Blatt, während das Leben auf dem der Mutter mit manchem scharfen Zuge seine Zeichen geschrieben hatte.

Frau Nagel war die zweite Gattin ihres Mannes, der das einer guten Familie entstammende, aber ganz mittellose Mädchen einst abhängigen Verhältnissen entriß und in sein wohl eingerichtetes Haus zu einer glänzenden Lebensweise geführt hatte.

Die schnelle Wiederverheirathung des Wittwers, der erst vor anderthalb Jahren so trostlos an der Bahre seiner jungen Gattin gestanden, welche das Leben des ihm geborenen Sohnes mit dem eigenen bezahlte, hatte damals viel Verwunderung und Mißbilligung erregt.

Am stärksten äußerte sich die letztere bei dem Vater der verstorbenen Frau, der überdies auch mit der getroffenen Wahl nicht einverstanden gewesen war, und er wußte seinem Unmuth in recht empfindlicher Weise Ausdruck zu verschaffen. Er setzte es durch, daß der Schwiegersohn den auf den Knaben entfallenden Theil der Mitgift seiner ersten Frau dem Geschäfte entziehen und unantastbar sicher stellen mußte und verfügte auch über das dem Enkel aus seinem Nachlasse noch zukommende sehr bedeutende Vermögen dergestalt, daß der Vater nicht den geringsten Mißbrauch davon haben konnte. Nicht genug damit, traf er auch noch Bestimmungen, die es seinem Erben schwer, wenn nicht unmöglich machen sollten, selbst nach erlangter Großjährigkeit dem Vater etwas zuzuwenden.

Die Mitgift der ersten Frau und der ihm durch den Reichtum und das Ansehen des Schwiegervaters geschaffene Kredit waren die Hauptgrundlagen für das Geschäft des von Hause aus wenig bemittelten Nagel gewesen. Die nicht unbekannt gebliebenen Maßnahmen des rachsüchtigen Mannes hatten es daher schwer geschädigt und der Bankier hatte große Anstrengungen machen müssen, um sich über Wasser zu halten. Seiner Frau war unter diesen Umständen in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht das luxuriöse, sorglose Leben zu Theil geworden, von dem sie geträumt als sie dem für sehr reich gehaltenen Bankier ihre Hand gereicht hatte, und es war daher wohl nur natürlich, daß sie einen tiefen Groll auf den unverdöhnlichen Großvater ihres Stiefsohnes warf und denselben auch nach dem Tode des alten Herrn festhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Monte Carlo.

Rien n'est beau, que le vrai, le vrai seul est aimable.

Voileau, 9. Epistel.

Seltamer Ort! Viel beschrieben, oft geschildert, weltbekannt und doch in Wirklichkeit so unbekannt! Offenherzig und verschlossen zugleich, entbeckt und doch ein Geheimniß. Scheinbar geschieht alles so öffentlich und liegt so klar vor jedermanns Augen, daß man glauben müßte, in wenigen Worten wäre eine Beschreibung des Lebens und Treibens in Monte Carlo und auch des Betriebes in den Spielfälen gegeben.

Jedoch nur scheinbar. In der That giebt es in der ganzen Welt kaum einen verwickelteren und geheimnißvolleren Geschäftsbetrieb, kaum eine mit größerer Verliebtheit geleitete Anstalt, als diese Spielhölle.

Mag man das Spiel nun verdammen oder nicht, es hier zu beobachten und mit allen seinen Einzelheiten zu studiren, bleibt interessant, sehr interessant.

Die Leitung der Bank weiß ganz genau, was am meisten geeignet ist, Anziehungskraft auszuüben. Die wunderbarste Musik, die schönsten Weiber aller Nationen, die herrlichsten Natur Schönheiten und prädelnden Genüsse für Gaumen und Zunge bietet sie dem Fremden; sie fesselt ihn dadurch an die Stätte, um ihm dann in den Spielfälen sein Geld abzunehmen.

Ich sagte oben, daß es schwer sei, Näheres über den Betrieb in Monte Carlo zu erfahren, und daß kommt daher, weil alle Weisungen, welche die Bank ihren Beamten gegeben hat, bis in die kleinsten Einzelheiten geheim gehalten werden müssen und thätlich auch geheim gehalten werden. Die Beamten sind fast nie unbeobachtet und scheuen sich deshalb, mit einem Fremden

sich in ein Gespräch über die „Interna“ von Monte Carlo einzulassen, und die Anstalten von Monaco, Nizza und den umliegenden Bädern werden durch die der Spielhölle ergebene Beamten und die ihr gewissermaßen gehörende Presse des Departements der Alpes-Maritimes ebenso irre geführt, wie die übrige Welt.

Was diese Zeilen Neues bringen, das habe ich im Wesentlichen von den Beamten der Bank selbst erfahren, und gestützt auf diese Mittheilungen und auf eigene Beobachtungen bin ich im Stande und bereit, jede Zeile zu vertreten. Der Raum, der mir hier zur Verfügung steht, reicht natürlich nicht aus, um das so vielseitige Thema erschöpfend zu behandeln. Ich übergehe daher alles, was bereits bekannt sein dürfte und verweile nur einige Zeit bei den Mittheilungen, die ich als Neuheiten bezeichnen darf.

Die Spielhölle ist bekanntlich eine Aktiengesellschaft, und zahlreiche Geldmänner mit auch bei uns wohlbekannten, in der Gesellschaftswelt vielbedeutenden Namen haben die Ehre und das Vergnügen, ihr als Aktionäre anzugehören. Warum auch nicht? Hält es doch selbst ein regierender Fürst mit seiner Ehre für vereinbar, daß ihn die Bank mit 1 1/2 Millionen jährlich . . . hm, sagen wir alimentirt. Ein Fremdwort klingt höflicher, als ein derber deutscher Ausdruck. Wie heißt doch das alte Wort? „Lucri bonus est odor, ex re qualibet.“ Und der Fürst erhält diese Summe ja eigentlich auch nicht umsonst! Als Gegenleistung giebt er einen Theil seines Fürstenthums, nämlich den Platz her, auf dem die Gesellschaft einen Prachtbau, das Casino, aufgeführt und Gärten mit wirklich märchenhafter Pracht angelegt hat.

„La société des bains de mer de Monaco“ nennt sich stolz die Gesellschaft. „Seebärgesellschaft!“



Ach, von den Seebädern merken die Besucher meistens erst dann etwas, wenn sie — sich ertränken gehen.

Bekanntlich ist kein Ort an der Riviera so niger geeignet zum Baden als Monaco, und thatsächlich baden die Fremden dort auch fast gar nicht. Was thun sie denn?

Mit dem Glockenschlage 12 Uhr Mittags öffnen sich die Porten des Casinos, und zu Hunderten strömen die Fremden in die Säle des Cercle des Etrangers de Monaco, welche ununterbrochen bis 12 Uhr Nachts geöffnet bleiben.

Wie der Name schon sagt, sind die Säle des Casinos ausschließlich für Fremde bestimmt, daher ist allen, welche im Departement des Alpes Maritimes und in Monaco selbst ihren Wohnsitz haben, der Eintritt ausdrücklich verboten, es sei denn, daß sie zur Spielhölle in irgend einer persönlichen Beziehung stehen.

Aber auch nicht allen Fremden wird auf ihr Ansuchen eine Eintrittskarte ausgereicht. Es kommt sehr häufig vor, daß die Sekretäre die Ertheilung derselben ohne Angabe von Gründen verweigern, sofern ihnen der Besuch der Spielhölle seitens des Betreffenden aus irgend einem Grunde „nicht wünschenswert“ erscheint.

Nur einmal im Jahr ist jedem ohne Ausnahme der Besuch sämtlicher Säle des Casinos, und zwar ohne jede Eintrittskarte gestattet. Es ist dies am Geburtsstage des Fürsten von Monaco, aber auch dann nur auf ganz kurze Zeit, nämlich von 2 bis 4 Uhr Nachmittags.

An der Spitze der ganzen Anstalt steht ein Direktor, dem sich zu seiner Unterstützung und Vertretung vier Assistenten unterordnen. Es folgt dann ein ganzes Heer von Beamten, denen man die verschiedensten Namen gegeben hat. Auf die Funktionen aller hier näher einzugehen, würde zu weit führen, theilweise besagt sie ihr Name.

Den Dienern hat der Volksmund den Namen „Larbins“ gegeben. Diese Leute haben alle niedrigen Arbeiten im Casino zu machen; sie verrichten alle vorkommenden Dienste, gelegentlich auch die der Todtengräber, denn ihre Aufgabe ist auch das Fortschaffen der Selbstmörder. In blauen, von Goldbesatz strahlenden Livreen sieht man sie zu Dutzenden in den Spielsälen herumlungern. Am interessantesten ist der Stand der Croupiers, mit denen man zugleich die Spione nennen muß, denn auf jeden Croupier kommen mindestens drei Spione.

Chateaubriand hatte recht, wenn er sagte, daß es noch ein abscheulicheres Gewerbe gäbe, als das des Henters, nämlich das der Hentersknechte.

Was sind sie denn weiters als die Hentersknechte der Spielbank? Man muß sie gesehen haben, wie sie mit dem râteau in der Hand völlig theilnahmlos, man könnte fast sagen stumpfsinnig, hinter dem grünen Tisch sitzen und die unglücklichsten Summen einstreichen und zählen, meistens natürlich das Erstere, als wenn es sich um Pfeffernüsse handelte. Aber was für ein Leben sind sie außerdienstlich zu führen gezwungen? Wo sie sich auch befinden mögen, überall werden sie beobachtet; man traut ihnen nicht einen Schritt weit, und natürlich werden sie beim Verlassen des Casinos auf das Heftigste untersucht.

Ihr Leben ist ein Holz auf die Menschenwürde und Freiheit, und ich denke mir, daß ein verzweifelter Entschluß dazu gehört, in ihre Reihen zu treten.

Man bezahlt sie dabei nicht schlecht. Ihr Gehalt erreicht eine Höhe von 600 Franken den Monat, aber man achtet sie entsprechend der Behauptung, die ihnen von Seiten der Verwaltung zuteil wird.

Ich komme jetzt zu der am zahlreichsten vertretenen Kategorie von Beamten, den Spionen.

Es giebt in Monte Carlo und Monaco, sowie in den umliegenden Städten und Bädern von Menton bis Cannes keinen Ort, wo man vor ihnen sicher ist, ob man sich nun im Freien, im Casino, im Restaurant, im Theater oder in seiner Wohnung aufhält. Natürlich führen sie nicht etwa offiziell den Titel: „Spion“. Die Spielhölle nennt sich ja auch „Seebädergesellschaft“. Also haben auch die Spione allerlei schöne Titel, die uns aber über ihr eigentliches Gewerbe nicht täuschen können.

Die Spione setzen sich zusammen aus Leuten, die ihr Vermögen beim Spiel verloren haben und nun seitens der Bank vor dem Verhüngern bewahrt werden, ferner aus pensionirten Croupiers; viele von ihnen sind Corsen, welche den traurigen Ruhm besitzen, für die geeignetsten Menschen zur Spionage zu gelten.

Außer ihrem Gehalt setzt ihnen die Bank besondere Prämien

aus, die man ihnen zahlt, wenn sie etwas für die Bank besonders Wissenswertes aufspionirt haben.

Wer einmal auf sie aufmerksam geworden ist, wird sie auch ohne viel Mühe im Spielsaal herauserkennen.

In elegantester Kleidung bewegen sie sich in nachlässiger Weise durch die Spielsäle und haben Augen und Ohren überall.

Sie sprechen so ziemlich alle Sprachen, und während sie scheinbar mit großem Interesse dem Spiel zuschauen oder harmlos umher schlendern, geben sie auf jede Kleinigkeit Acht, und kein Wort der um sie herum geführten Unterhaltung entgeht ihnen.

Nöthigenfalls spielen sie auch einmal selbst mit, wenn sie besonders nahe an eine Person gelangen wollen und dies nicht auf unauffällige Weise anders zu ermöglichen ist. Sie überwachen Croupiers und Publikum im gleichen Maße und haben dem Direktor den Bericht zu erstatten.

Aber auch ihnen scheint man nicht recht zu trauen, denn sie selbst werden wieder „observirt“, und zwar nicht von aktiven Beamten der Bank, sondern von einer anderen Klasse von Spionen, die noch weit zahlreicher ist. Es sind dies Anfänger aus Monaco, Menton, Nizza u. s. w.

Ein guter Theil dieser letzteren sind Damen, meistens natürlich Angehörige der Halbwelt.

Dieser Art Damen ist hier überhaupt eine Rolle zu spielen verdammt, wie wohl an keinem anderen Orte der Welt, und das hat seinen Grund darin, daß die Bank j lobt auf deren Thätigkeit angewiesen ist. Nichts ist geeigneter zum Gimpelfang und zur Spionage — zwei Faktoren, mit denen die Bank stark zu rechnen hat — als ein schönes Weib.

Was ist natürlicher, als daß die Bank ihre Helfershelferinnen in jeder Weise begünstigt und für diesen Zweck auch ganz bedeutende Fonds zur Verfügung hält? Diese Auslagen erleiden ihr die in den Netzen jener Schönen befindlichen Gimpel zehnfach.

Die nächste Frage, die sich bei Betrachtung dieses ausgedehnten Spionagesystems aufdrängt, ist die: Wozu wohl so große Vorsicht, wenn die Spiele, die hier gespielt werden, so über jeden Zweifel erhaben zu sein scheinen? „Scheinen“ — ja! Ob sie es wirklich sind, ist eine andere Frage. Die übertriebene Vorsicht läßt fast darauf schließen, daß die Kunst, welche Hamilton in seinen Memoires de Grammont „Corriger la fortune“ nennt, nicht ganz ausgeschlossen erscheint.

Heim Trente et quarante, einem Spiel, welches von dem „berühmten“ Blanc, dem Begründer der Spielhölle auf dem Monte Carlo, selbst erfunden worden ist, dürfte dies kaum anzunehmen sein, anders jedoch liegt es beim Roulette, wo der Croupier den Cylinder und die Kugel, jedes nach einander in einer bestimmten Weise, in Bewegung setzt.

Wenn man sich veranlaßt sieht, was ein geschickter Jongleur durch viele Uebung an Genauigkeit zu leisten im Stande ist, so fragt man sich unwillkürlich: warum sollte der Croupier nicht gelernt haben, Cylinder und Kugel so zu bewegen, daß die letztere mit einer gewissen Treffsicherheit an eine gewisse Stelle in den Cylinder und zwischen gewisse Nummern fallen muß?

Daß diese Möglichkeit von manchen Spielern angenommen wird, wird am besten dadurch bewiesen, daß eine Anzahl von Sagen erst dann gemacht wird, wenn Cylinder und Kugel sich bereits in Bewegung befinden, obwohl vorher reichlich Zeit war. Das muß aber sehr schnell geschehen, weil diesem Segen durch die Worte des Croupiers: „Rien va plus“ bald ein Ende gemacht wird.

Läßt man die Möglichkeit dieser Geschicklichkeit zu, so wird man sich weiter fragen, zu wessen Vortheil sie angewendet werden kann. Nun, entweder zu dem der Bank oder dem eines Spielers, der mit dem betreffenden Croupier gemeinsame Sache macht.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Ueber die merkwürdige Reise zweier Flaschen schreibt die Monatschrift „Himmel und Erde“: Zur Erforschung des Weges, welchen die Meeresströmungen machen, werden von Schiffen aus bisweilen leere Flaschen in die See geworfen, welche Zettel mit der Angabe des Ortes und der Zeit enthalten, wo die Ueberbordsetzung erfolgte. Jene Flaschensettel, die von deutschen Schiffen ausgelegt werden, sollen nach der Auffindung derselben mit dem Vermerk der Auffindungsorts und des Küstenortes durch irgend welche Vermittlung der deutschen Seewarte eingeliefert werden. Ein deutscher Schoner segelte im atlantischen Ocean nahe dem Aequator, bei St. Pauls Voths, am 24. Februar 1893 zehn Flaschen über Bord. Eine derselben trieb mit dem Aequatorialstrom westwärts in das karibische Meer und

landete nach eine Reise von 377 Tagen an der Küste von Nicaragua, eine andere wurde vom östlichen Gegenstrom an die Westküste von Afrika getrieben und kam nach 196 Tagen an der Küste von Sierra Leone ans Land. Die erstere hat durchschnittlich 9,1 Seemeilen täglich, die andere fünf Seemeilen per Tag zurückgelegt. Es dürfte das erste Mal beobachtet sein, daß zwei Gegenstände, die gleichzeitig am selben Orte dem Meere übergeben wurden, an ganz entgegengesetzten Küsten landeten.

Ursache und Wirkung. Die jüngste Nummer eines kleinen Alpenblättchens, das in einem bekannten bayerischen Sommerfrischorte erscheint, bringt die Nachricht von der notariellen Verbriefung des Verkaufes von sogenannten Almten. Bei der Anpreisung dieser Grundstücke versteigt sich nun das Blättchen zu folgendem kühnem Sag: „Daß diese Almten auch wenig Gefahr und Unglücksfälle wegen schöner Lage haben, ist daraus zu ersehen, daß Herr K. . . (der ehemalige Besitzer der Almten) schon seit vielen Jahren das aus der Schweiz eingeführte schöne, schwere Vieh, dort überkommen hat und stets sehr gut genährt zurück kam.“ — Daß Herr K. unter die Wiederkäufer und Grasfresser gegangen ist, spricht allerdings sehr für die fette Weide auf jenen Almten! Vielleicht geneht auch der Mediziner des Blättchens, wenn er einige Sommermonate dort zubringt, von keinem künftigen Schwächezustand.

Luftballonfahrt nach dem Nordpol. In der Stockholmer Akademie der Wissenschaften erstattete der schwedische Luftschiffer Andre näheren Bericht über einen von ihm eingereichten Vorschlag, mit einem Luftballon eine Nordpolreise vorzunehmen. Mit Rücksicht auf die günstigen Verhältnisse, welche die Polargegend für eine Luftreise darbietet und mit Rücksicht auf die heutige hochentwickelte Ballonteknik würde, wie er behauptete, der Ballon von Spitzbergen aus die Reise über den Nordpol in etwa 30 Tagen unternehmen können. Die Kosten werden auf 130 000 Kronen geschätzt.

Ein erfrorener Haifisch. Aus Cuxhaven kam kürzlich die abenteuerliche Nachricht nach Hume, daß am Strande ein erfrorener Haifisch gefunden wurde. Der Raubfisch dürfte auf irgend eine Weise auf eine leichte Stelle gerathen sein und das tiefe Wasser nicht mehr erreicht haben. Unterweg sank die Temperatur im Luarnero auf 4 bis 5 Grad unter Null und das an warmes Wasser gewöhnte Thier erlief jämmerlich. Der Haifisch wurde auf dem Marktplatz von Cuxhaven ausgestellt und wird von der Bevölkerung angehaunt. Der verunglückte Haifisch ist angeblich vierthalb Meter lang. — Wenn der arme Haifisch, der alljährlich wenigstens einmal erfriert, nur nicht immer wieder aufbaute!

Tollwuthkrankter Hund. Kürzlich jagte Fürst Sulkowski bei Warburg auf Fische. Ein Hund bis hierbei einen Hund, der kürzlich wuthkrank wurde. Dieser biß die Fürstin in die Hand, sowie den Kammerdiener und sämtliche Hunde. Die Fürstin ist außer Gefahr, weil ein dicker Handschuh den Biß abzwängte.

Nun hat auch Mecklenburg eine Art „Spuk von Resau“, der viel von sich reden macht. „In Dögelin spukt dat“, erzählen die ländlichen Bewohner jener Gegend allen Ernstes. Am besten geht der Spuk, wenn es dunkel ist, aber auch bei hellem Lichtein beweist er den Muth seines Daseins, und zwar geschieht das, ohne daß man bisher mit Erfolg der Sache auf den Grund gehen konnte, auf dem Gehört des Erbpäpsters B. in Dögelin (Amt Darquin). Pantoffel fliegen durch die Luft, ganz wie einst die Schindlenknochen beim Spuknaben Karl in Resau; Gardinen werden heruntergerissen und saufen, von unbekannter Hand gezogen, durch den Raum; Männer werden auf einer Bank emporgehoben und dann mit ihrem Sit kurzer Hand umgestülpt. Vor allem hat sich der Spuk das Zimmer, in dem die drei Mädchen schlafen, zum Schauplatz seiner Thätigkeit ausgesprochen; doch auch in anderen Räumen treibt er sein Unwesen. Zwei bis drei Männer kalten Nachts Wade; indeßen das Abziehen der Bettdecken, das Klopfen, Lärmen u. s. w. wird dadurch nicht gehindert. Die eingeschüchterten Mädchen eilen voller Angst mit ihren Wächtern ins andere Zimmer, aber kaum haben sie sich dort an den Tisch gesetzt, so kommen Affen, Pantoffel, Kartoffeln usw. ihnen nachgeflogen; steht man im Schlafzimmer nach, so sitzen die Bettdecken, säubelich zusammengedreht, aufrecht in der Ecke. Schon ist die bewohnte Nacht in Gestalt eines Gendarmen an Ort und Stelle eingeschritten, und auch ein Mann der Wissenschaft, der Kreisphysikus, hat sich um die Begründung des Räthsel bemüht, bisher aber vergeblich. Wenn der Arzt oder der Polizeibeamte in dem Spukzimmer weilen, mag zwar der Spuk sich wenig oder gar nicht hervor, aber besonders wenn der Jünger Aeschylos das Zimmer verläßt, fängt der Höllenslärm um so greulicher an. Das Scharen, Klopfen und Toben will dann schier sein Ende nehmen.

Aberglaube. In einem Kirchdorfe der lithauischen Niederung wurde vor wenigen Tagen der Ortsgeistliche zu einer Kranken behufs Spendung der Sterbesakramente gerufen. Der Geistliche fand zu seinem Erstaunen beim Betreten des Zimmers eine robuste Bauernfrau sitzend auf der Erde vor, welche ihn mit stieren Augen anblickte und ihm zurief: „Wenn Du mir das Abendmahl nicht giebst, so breche ich mir diesen Finger aus.“ wobei sie den kleinen Finger der linken Hand zu zerbrechen veruchte. Der Geistliche konnte bei der Bedauerenswerthen nur den Ausdruck religiösen Wahnsinns konstatiren und nahm von einer Spendung der Sakramente Abstand, wurde aber von der Umgebung der Wahnsinnigen in der aufdringlichsten Weise bestimmt, der Frau das Abendmahl zu spenden, weil sie ihrer Meinung nach

dann genesen würde, denn sie sei von einem bösen Geist besessen, der nur durch die Kraft des Sakraments ausgetrieben werden könne. Trotz aller Ueberredungskunst, die der Geistliche anwandte, um die Frau zu beruhigen, beharrte sie doch auf Spendung des Abendmahls. Da dies der Geistliche entschieden verweigerte, kolten die abergläubischen Leute einen alten Zauberfünfler, Sakhtogis im Lithauischen genannt, damit dieser den bösen Geist austreibe.

Humoristisches Merklei. Was die Frauen nicht haben. Jede Frau hat den treuesten Mann, die intelligentesten Kinder, den größten Aergir mit den Diensthöten, die besten Kochrezepte, die billigsten Einkaufsquellen — aber nichts zum Anziehen. — Was die Frauen nicht wissen. Eine Frau weiß, welche Fehler ihre Freundinnen besitzen und welche Vorzüge deren Männer, wie alt jedes junge Mädchen ihres Bekanntenkreises ist und warum es noch keinen Mann gefunden hat, was die Nachbarin kocht, wie die Kinder anderer Leute zu erziehen wären, wie viel Bücher gestern noch in der Dose war, an welchem Tage das älteste Kind den ersten Zahn bekommen hat, aber nicht — wo sich gegenwärtig die Schlüssel befinden. (Aus der „W. Mode“).

Vom Büchertisch.

(In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Vorehreung nach Auswahl vorbehalten.)

Der größere Theil des Faschings ist vorbei und mit seinem Vergehen schwindet auch der Reiz, den das bloße Wort „Balltoilette“ auf Frauen ausübt, immer mehr und mehr. Man fängt allmählig an sich mit der Frühjahrsmode zu beschäftigen, und da ist es recht interessant, die verschiedenen Meinungen bezüglich derselben kennen zu lernen. Es wird von langen Achseln, immer größer werdenden Ärmeln gesprochen, dann wieder von Röcken in ungläublichen Dimensionen und was dergleichen Details mehr sind. Die englische Mode, die französische Genre lautet der Kampfsruf! Wer Sieger bleiben will ist noch nicht entschieden. Da heißt es denn inzwischen hübsch den Mittelweg und die einfache Elegance ohne jeden ausgeprägten Styl wählen. Anregung hierzu bietet in ausgedehntester Weise das Heft 10 der „Wiener Mode“, das, mit prachtvollen Holzschnitten ausgestattet, jedem Geschmack Rechnung trägt.

Richard Slowronnel, der junge talentvolle und erfolgreiche Dramatiker, beweist durch seine neueste, in den jüngst erschienenen Dramen 9 und 10 von „Vom Fels zum Meer“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Preis des Heftes 75 Pfennig) zum Abdruck gelangende Novelle „Mein Vetter Josua“, daß er auch auf dem Gebiete der Erzählung über eine reiche Stala von Stimmungen verfügt. Die feinste psychologische Begründung mit feiselnder Handlung vereinende Arbeit, deren Inhalt eine tief ergreifende, zu einem tragischen Ausgange hindringende Lebensgeschichte ist, gereicht der durch ihren bedeutamen literarischen Inhalt rühmlichst bekannten Halbmonatsschrift zur Zierde, die auch in ihren neuesten Heften eine Fülle des köstlichsten Illustrationschmuckes und des interessantesten Lesestoffes bietet. Wir erwähnen unter den Illustrationen das in farbigem Aquarellstimmendruck hergestellte Winterbild Friedr. Stahls, eine schmucke Gisläuserin „In voller Fahrt“ darstellend, ferner die ansprechende Darstellung des Straßenlebens auf dem Rätiner-Ring in Wien, das pittoreske Bild „Die Pariserin“ von E. de Montaigne, sowie die auf den Umschlag sich präsentierenden Farbenbilder der „Hochzeitsreise um die Welt“, welche dem Leser die Wunder des Paraoenenlandes vorführen. Lebhaftes Interesse dürfte auch die Studie über Schweizer Parlament aus der Feder des Berner Schriftstellers Dr. J. Langhard erregen, die mit den Porträts der hervorragenden Parlamentarier geschmückt ist. Weitere reich illustrierte Artikel wie „Die Bittentarte“, „Das Ende des Buches“, „Im Bullmanwagen“, „Alexander Girardi“, „Deutsche Corpshäuser“ u. a. m. zeigen die Thätigkeit des Blattes und die sorgfältige Berücksichtigung des modernen Lebens, die auch in dem reichhaltigen „Sammler“ zum Ausdruck kommt, dessen Rubriken „Von Tag zu Tag“, „Mode“, „Hausgarten“, „Sport“, „Zum Kopfzerbrechen“ für alle Mitglieder der Familie Unterhaltung und Belehrung bieten. Unseren Lesern sei die Geist und Auge gleich erquickende, mit Recht als das vornehmste unserer illustrierten Blätter geltende Familienzeitschrift auf das wärmste empfohlen.

Zur Aquarien- und Terrarienfunde erscheint seit 5 Jahren im Creuzschen Verlag in Magdeburg eine Zeitschrift unter dem Titel „Blätter für Aquarien- und Terrarienfunde“ (Abonnementspreis pro Halbjahr 2 M.), unter der Schriftleitung von Bruno Düriger-Berlin, der auf dem Gebiete der Kaltblüter einen wissenschaftlichen Ruf besitzt. Diese „Blätter für Aquarien- und Terrarienfunde“ wollen sowohl dem Liebhaber als auch dem Forscher auf dem betreffenden Gebiete Anregung und Belehrung verschaffen, durch die Rubrik „Fragen und Antworten“ einen regen Austausch gesammelter Erfahrungen und Anschauungen bewirken, und nach der uns vorliegenden, mit einem sehr naturgetreuen, die Großflöser, Schleierschwanz und Teleost-Goldfische, sowie den Gurami darstellenden Aquarellbild geschmückten Nummer erreichen sie dieses Ziel voll und ganz. Wir können daher dem Liebhaber nur empfehlen, das Angebot der Creuzschen Verlagshandlung, betr. kostenloze Zuwendung einer Probennummer, zahlreich zu benutzen, um dieses Fachblatt aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

